

## Zur Diskussion

Gespräch ist das Stichwort der Stunde. Wir sollen fähig werden, mit Andersdenkenden zu sprechen. Dieses Erfordernis hat eine erste Anwendung innerhalb der Kirche selber. Wir müssen zu einem Zeitalter der Kirche finden (sei es vorläufig, sei es wahrscheinlicher endgültig). Wo innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft Meinungsverschiedenheiten nicht ausgetragen werden bis zu einem schiedsrichterlichen Entscheid, zu einem fragwürdigen *Roma locuta*, sondern wo sie miteinander in der Kirche leben und bestehen müssen. Wir müssen lernen, in der Kirche eine Meinung zum Ausdruck kommen zu lassen, Raum gewinnen zu lassen, auch wenn wir selber sie nicht teilen.

Das ist aber nicht nur eine praktische Verhaltensweise aus Gutmütigkeit, Takt oder Freiheitsbewußtsein. Es steht dahinter letztlich eine Erkenntnisfrage. Es wird mehr und mehr deutlich, daß manche Erkenntnis, manche Wahrheit (wenigstens vorläufig) nur mehrstimmig ausgesprochen und erfaßt werden kann: durch ein Nebeneinander und ein Zueinander von verschiedenen Sichtweisen. Der Dienst an der Wahrheit besteht oft nicht in einem Ausscheidungsprozeß, bis eine Meinung »gesiegt« hat, sondern in einem Auseinandersetzungsprozeß, in dem sich jede Meinung zur Geltung bringt und den Andersmeinenden gelten läßt.

Diesem Bemühen um Wahrheit soll künftig die Sparte *Zur Diskussion* dienen, welche mit den *Forum*-Diskussionen abwechselt. Es sollen hier Äußerungen zu Worte kommen, mit denen sich die Redaktion vielleicht nicht restlos identifiziert, die aber im Gespräch nicht fehlen dürfen. Das Gespräch soll gleich in dieser Spalte anheben: Antworten auf diese Beiträge sind willkommen und werden so rasch wie möglich veröffentlicht, wenn sie nur im selben Sinne des offenen und lernbereiten Gesprächs gemeint sind.

Die Redaktion

(Bitte beachten Sie bei Manuskripteinsendungen, daß Redaktionsschluß für das nächste Heft der 8. Februar ist.)

*Franz Füg, Architekt,  
Solothurn:*

### Pfarrzentrum

Die folgenden Zeilen stammen von einem Architekten; er schreibt über ein Thema, das auf Fragen der Sozietät und Pastoration stößt, ohne davon genug zu wissen. Als Architekt kann er beobachten, wie sich die Vorstellung eines Pfarr-

zentrums in Raumprogramme niederschlägt und wie die gebauten Raumprogramme in Wirklichkeit benützt werden. Und als Kirchengenosse sieht und spürt er, was jedermann sehen und spüren kann.

»Pfarrzentrum« ist der aus einer Baugruppe mit Kirche, Turm, Pfarrwohnung, Saal, Vereins- und Verwaltungsräumen gebildete pastorale und sakramentale Mittelpunkt der Pfarrei.

Man erwartet von einem solchen Zentrum, daß es gesellschaftlicher Mittelpunkt oder Kristallisationspunkt des geistigen Lebens der Gemeinde ist.

Besteht in den meisten Fällen noch eine gesellschaftliche Fixierung auf dieses Zentrum? Oder sind die Pfarrzentren – ausgenommen während der sonntäglichen Gottesdienste – nicht geradezu verödet? Veranstaltungen im Pfarrsaal werden von der Überzahl der Kirchengenossen gemieden; ohne den sanften moralischen Druck würden auch viele jugendliche Mitglieder der Pfarreivereine wegbleiben. Angehörige politischer Parteien, die nicht kirchlich gebunden sind, befürchten im Pfarrsaal politische Agitation zugunsten der »christlichen« Partei. Vorträge hervorragender Referenten sind im Pfarrsaal schwach besucht, während sie auf anderen Podien volle Säle bringen.

Bernanos schreibt, daß es nichts Trostloseres gebe als ein Pfarrhaus auf dem Lande. Auch in unseren Landstrichen kann man dieser Trostlosigkeit begegnen. Sie ist die Folge einer erschreckenden Vereinsamung der Pfarrer, vielfach solcher Geistlicher, die wegen ihrer charakterlichen Qualitäten gewöhnlich eine besondere Achtung genießen.

Wir glauben, daß die Pfarrzentren in ihrem »profanen« Teil nicht mehr als wirkliche Zentren bestehen. Viele Beispiele mögen diesem Urteil widersprechen, bestätigen aber doch, was zur Regel geworden ist.

Im sakralen Raum, dem Kirchengebäude, wird die Gemeinde und mit der Gemeinde das Haus zur Kirche. Eindrücklich betont die neue Liturgie die Gemeinschaft der Gläubigen. Fühlen sich diese Gläubigen, die zum Gottesdienst zusammenkommen, als die Gemeinschaft, welche die Liturgie meint? Entscheidendes trägt die Liturgie bei, um den Sinn und die Heiligkeit der Gemeinde herzustellen; die Gemeinde wird aber erst zu dem, was von der Liturgie her erwartet wird, wenn in den Menschen, die zusammenkommen, ein gesellschaftliches Zusammengehörigkeitsgefühl besteht. Ich glaube, daß in den städtischen und halbstädtischen Gemeinden ein solches Bewußtsein fehlt, weil hier die Kirchengemeinde nicht als eine gesellschaftlich begriffene Gemeinschaft existiert.

Eine solche Gemeinschaft bildet sich nicht im sakralen Raum der *ekklesia*, sondern im profanen außerhalb der Kirche. Im Kirchenraum geben sich die Menschen unserer Breitengrade auch äußerlich betont ungesellschaftlich: sie

wagen sich im Kircheninnern vor und nach dem Gottesdienst kaum zu grüßen, ein Gespräch über Familie und Wetter kommt nicht zustande, die Freude über das Zusammentreffen wird nicht gezeigt, weil jedermann fürchtet, es könnte die Heiligkeit des Ortes gestört werden. Wo sonst trifft man sich auf so unnatürliche Weise zum gemeinsamen Mahl?

Die meisten Priester zeigen, besonders seit der neuen liturgischen Ordnung, beim Vollzug der gottesdienstlichen Handlungen ein gelöstes, natürliches Geben. Manchem mag die Zelebration gegen das Volk zunächst schmergefallen und die Predigt am Ambo ohne verdeckende Schranke unangenehm gewesen sein. Wie nach dem Wegfall des Vorgesetztenkontors in Großraumbüros hat auch hier der Wegfall eines »Verstecks« eine positive Wirkung, ohne daß dadurch das Verhalten der Gläubigen beeinflußt worden wäre. Das scheinen zwar symptomatische, aber belanglose Nebensächlichkeiten zu sein. Die gesellschaftlichen Bindungen lösen sich nicht wegen bestehender oder fallender Schranken. Wie die Gesellschaft neu formiert wird, vermag wohl niemand zu sagen; der Wegfall von Schranken bietet aber zur Neuformierung eine der Möglichkeiten.

Die traditionellen Bindungen im gesellschaftlichen Körper lockern sich und lösen sich auf, und es gibt Argumente, die diesen Auflösungsprozeß begründen. Ich glaube jedoch, daß manches, das als Auflösungsprozeß bezeichnet wird, in Wirklichkeit eine Umschichtung gesellschaftlicher Bindungen und Formen darstellt, ohne daß heute zu sagen ist, wie die neuen Bindungen und Formen in der Zukunft aussehen.

In den Theorien des Stadt- und Siedlungsbaus bilden die Fragen gesellschaftsbildender Funktionen ein zentrales Problem. Gewöhnlich werden für die Städte und Siedlungen Zentren verschiedener Größe und Bedeutung gefordert. Wenn auch diese Theorien nur ein unzulängliches Modell darstellen, zeigt sich in der Wirklichkeit doch, daß lebensfähige Zentren eine durchaus gesellschaftsbildende Wirkung haben. Um lebensfähig zu sein, benötigen sie jedoch ein großes Einzugsgebiet, und damit die Menschen in einem großen Umkreis angezogen werden, ist ein reichhaltiges Angebot an Gütern, Unterhaltung und Bildung nötig.

Unsere Frage ist, was es braucht, damit sich die Gemeinde in der Kirche als gesellschaftlicher Körper versteht. Zu einer Zeit, in der die Wirkung traditioneller gesellschaftsbildender Faktoren abgeschwächt wird oder ganz verlorengeht, wird durch die Liturgie die Gemeinschaft der Gläubigen so eindrucklich nahegebracht, wie dies seit dem frühen Christentum nur noch in klösterlichen Kommunitäten der Fall war.

Wohl ist es einfach zu sagen, welche gesellschaftsformenden Mittel untauglich sind, aber es ist unmöglich vorauszusehen, wie die Umwelt beschaffen sein muß, damit sie jene Bildung des

gesellschaftlichen Bewußtseins fördert, das die liturgisch gemeinte Gemeinschaft auch sozial und erst damit vollständig werden läßt. Daher müßten Modelle eines Pfarreizentrums entwickelt werden, die den sozialen und pastoralen Bedingungen eines solchen Zentrums entsprechen.

Bekannt ist die gesellschaftliche Bindung von Kirchengenossen gleicher kirchlicher Denomination in angelsächsischen Ländern, besonders in den Vereinigten Staaten: Man trifft sich am Sonntag vor und nach dem Gottesdienst im Pfarreizentrum; werktags finden sich die Frauen zum Tee und die Kinder zum Tanzkurs ein; für Männer und Frauen sind Klubräume eingerichtet. Die Mitglieder der Gemeinde empfinden eine gesellschaftliche Verpflichtung, die ihren Antrieb nicht zuerst in der Wohltätigkeit und Gläubigkeit, sondern im Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit hat.

Es wird nicht möglich sein, ein fremdes Vorbild auf das eigene Leben zu übertragen, aber es zeigt, daß auch innerhalb der städtischen Kirchengemeinde eine Form gesellschaftlichen Zusammenhangs möglich ist.

Ein gesellschaftliches Leben entsteht nur langsam und in vertrauten Einrichtungen. Der Club ist uns nicht vertraut, wohl aber der Verein, das Restaurant, Gasthaus oder Kaffeehaus, die Kegelbahn. Die Mietwohnung eignet sich nicht, weil sie zu eng ist und die Anwohner gestört werden. Mit seiner Idee des schönen Lebens hatte Gottlieb Duttweiler, wie die Migros-Clubschulen beweisen, großen Erfolg. Mangels einer persönlichen Verpflichtung kann sich dort zwar kein gesellschaftliches Leben entfalten, aber die Idee und die Verwirklichung können unsere Vorstellungen von Zentrumsbildung fördern.

Ein Zentrum ist lebendig, wenn die verschiedenen Interessen, Begabungen und Altersstufen Anregung und Aufgaben vorfinden, so daß die Menschen aus innerem Antrieb hingehen. Ein solches Zentrum benötigt ein respektables Einzugsgebiet, viel Phantasie und umfangreiche Hilfsmittel. Weder finden die geistlichen Herren neben der eigentlichen Pastoration die Zeit, ein solches Zentrum zu führen, noch sind die ordentlichen Finanzen einer Kirchengemeinde ausreichend, es zu unterhalten, noch sind das Wissen, die Phantasie und die Tätigkeit einzelner genügend breit, um es zu leiten.

Das Zentrum wird um so lebensfähiger, je größer das Einzugsgebiet und je reichhaltiger das Angebot ist. Das ist dann der Fall, wenn sich verschiedene Institutionen eines Dorfes oder eines Wohnviertels oder mehrerer Dörfer und Wohnviertel zusammenschließen; die Kirchengemeinden verschiedener Konfessionen, die Schulen und Freizeitzentren.

Die meisten Räumlichkeiten des Pfarreizentrums werden vorwiegend am Abend und sonntags benützt; dann aber sollten sie, besonders die Vereinszimmer, in einer Anzahl zur Verfügung ste-

hen, wie sie keine Pfarrei bauen kann. Der Pfarreisaal ist für die meisten Anlässe zu groß und für die wenigen gemeinsamen Anlässe zu klein. Die Parkplätze, die heute in großer Zahl verlangt werden, sind dann belegt, wenn jene für die Büros, Geschäfte und Schulen leerstehen.

Das heißt: ein Raumprogramm, das allen Anforderungen des Pfarreizentrums dienen würde, ist zu teuer; die Kosten für ein ausreichendes Raumprogramm sind wegen der kurzen Benützungsdauer nicht zu verantworten. Somit ist jede Kirchengemeinde, die ein Pfarreizentrum plant, gezwungen, einen Kompromiß einzugehen, der als selbstverständlich hingenommen wird.

Eine falsche Konsequenz ist es, billiger bauen zu wollen, auch wenn das Gesparte für die Hilfe in Entwicklungsländern aufgewendet werden soll. Wieviel gespart wird, weiß ja am Schluß doch niemand, und Wunder geschehen möglicherweise in Lourdes, nicht im Bauwesen, obwohl viele Leute von blinder Wundergläubigkeit über die Möglichkeiten des billigen Bauens erfüllt sind. Echte Konsequenzen, die von der finanziellen Seite in diesem Dilemma schon längst angeregt werden müßten, sind auf dem Feld der Pastoration und Pastoralsoziologie zu ziehen.

Die Frage stellt sich daher: wie kann für das gleiche Geld ein besserer Nutzen erzielt werden? Die Antwort darauf ist einfach! Indem sich Raumbenützer zusammenschließen, die Räume und Parkplätze zu verschiedenen Zeiten benötigen: Büros am Abend als Vereinszimmer, Kantinen von Bürohäusern als kleine Säle. Diese Bauanlagen sind nach einem besonderen Schlüssel Miteigentum der Benützer. Abschließbare Schränke in den Büros und Lagerräumen, und eine Bühne in der vergrößerten Kantine sind die bescheidenen Mehraufwendungen. Für ein großes Mehrzweckgebäude lohnt sich die Anstellung eines Hauswarts; dieser ist ständig anwesend und sorgt für den sachgemäßen Unterhalt besser als die Sakristane, die den technischen Anforderungen eines neuzeitlich installierten Hauses nicht immer gewachsen sind.

Man wird einwenden, daß bei solchen Kombinationen das Leben einer Pfarrgemeinde völlig in die Anonymität abgleite. Das mag dann stimmen, wenn ein Feierabendzentrum wenig belebt ist. Wenn sich aber am selben Ort auch die Mitglieder anderer Kirchgemeinden und Organisationen einfinden, wenn Anlässe vielfältiger Art für alle Miteigentümer und teilweise gemeinsam stattfinden, wenn noch eine Turnhalle und ein Spiel- und Sportplatz in der Nähe sind, dürfte sich jene Konzentration ergeben, die ein intensives Gemeindeleben ermöglicht.

Wer die Anonymität darin sieht, daß das Pfarreizentrum nicht mehr ein für sich ablesbarer Baukomplex ist, sondern – baulich und räumlich nicht mehr unterscheidbar – in einem größeren Baukomplex untergebracht ist, mag bedenken, daß die Kirche die Säkularisierung im letzten Jahrhundert praktisch dadurch akzeptierte, daß

sie sich in die Wände ihrer Pfarreibauten zurückzog und in diesem von der Öffentlichkeit abgeschlossenen Ghetto erst eigentlich in die Anonymität und Isolation zurückfiel.

In den bisher aufgezählten Lokalitäten – Vereinszimmer und Säle – trifft man sich nur zu Veranstaltungen nach einem festgelegten Programm. In den Pfarreizentren fehlt ein Lokal, in dem sich die Leute auch spontan, zufällig, nach Lust und Laune treffen können. In den angelsächsischen Ländern erfüllt diese Aufgabe vor allem der Club, bei uns das Restaurant, das Gasthaus, das Kaffeehaus oder der Tea-room. Mit den Gasträumen können Kegelbahnen, Schach- und Billard- und Fernsehzimmer verbunden sein.

So wie mancher Restaurateur nebenher eine Kunstgalerie betreut, kann eine Persönlichkeit neben dem Restaurationsbetrieb das Vereinszentrum leiten (in dem auch Künstler und ihre Werke ein Hausrecht haben).

Das Restaurant ist im Besitz einer Stiftung oder Genossenschaft, die von den Mitträgern des Baukomplexes gebildet wird und seinen Betrieb mitfinanziert. Manche Initiative für ein lebendiges Pfarreizentrum mußte an den finanziellen Anforderungen scheitern. Aus den Einkünften des Restaurationsbetriebs ergeben sich Mittel für jene Unternehmungen, die die ordentliche Rechnung der Kirchengemeinde ungebührlich belasten würden.

Bisher können die Pfarreibauten nicht hypothekarisch belehnt und müssen daher vollständig amortisiert werden. Ein gemischter Betrieb jedoch, dessen Bau- und Raumteile auch zu Erwerbszwecken dienen, kann hypothekarisch belehnt werden, muß nur noch zu ca. 40 bis 20 Prozent mit eigenen Mitteln finanziert werden, und der Anteil der Selbstfinanzierung reduziert sich noch einmal nach dem Grad der Benützung durch andere Mitinhaber.

Die Isolierung vieler Pfarrherren in ihren Häusern, der Mangel an Geistlichen und Haushaltspersonal, der unrationelle Verwaltungsaufwand und die Motorisierung drängen auf eine neue Lösung des Problems »Pfarrhaus«. Ich denke an eine Zusammenfassung von Pfarrwohnungen und Verwaltungen verschiedener Pfarrgemeinden an jenem Ort, wo sich die Vereinsräume befinden. Es kann dahingestellt bleiben, ob die bisher aufgezählten Räumlichkeiten im Gehbereich von 10 Minuten liegen müssen oder ob sie weiter entfernt sind, aber mit öffentlichen Verkehrsmitteln leicht erreicht werden können. Wenn ich »weiter entfernt« sage, dann denke ich vor allem daran, daß die Räumlichkeiten mehreren Quartieren oder Ortschaften dienen. Die Entfernung von den Wohnungen hängt von verschiedenen Faktoren ab, und die Lösung wird von der Gesamtkonzeption bestimmt.

Ein solches Programm ist nicht einfach zu verwirklichen. Es wird die Folge einer Neuorientierung in der Pastoration sein und Rücksicht auf die soziologischen Argumente nehmen müs-

sen. Weder als Baugruppe noch juristisch wird das Pfarreizentrum eine abgeschlossene Einheit innerhalb der Pfarrgemeinde sein. Die komplizierten Besitzverhältnisse regelt immerhin das neue Stockwerkseigentumsrecht in ausreichender Weise.

Ob ein solches Zentrum seinen Sinn erfüllt, wird auch von jenen Persönlichkeiten abhängen, die es leiten und ihm die Impulse geben. Dem leitenden Kollegium, das sich aus Vertretern der Trägerinstitutionen zusammensetzt, würden bei der Lösung, wie sie hier angedeutet ist, auch der Restaurateur und der Hauswart angehören.

Die Frage der gesellschaftlichen Integration – nicht nur im kirchlichen Raum – bleibt offen. Es ist höchst ungewiß, ob und wie sich in der Zukunft die gesellschaftliche Desintegration weiterentwickelt, ob und wie sich eine neue gesellschaftliche Formierung herausbildet. Über das zukünftige Bild der Familie und der Freizeitgesellschaft können nur Hypothesen aufgestellt werden.

Meinen Gedanken liegt die optimistische Hypothese zugrunde, daß die gegenwärtige Desintegration der notwendige Prozeß zu einer neuen gesellschaftlichen Formierung und einem anderen Gruppengefühl darstellt. In den Vereinsräumen auch eines großen Zentrums ist eine kleine Gruppe ebenso abgekapselt wie im bisherigen Pfarreizentrum, aber sie kann sich am gleichen Ort mit anderen konfrontieren und sich so als Gruppe bestimmter erfahren.

Ins geographische Zentrum der Gemeinde gehören nach wie vor jene Räume, die vor allem auch von alten Leuten und den Schülern der im betreffenden Wohnviertel liegenden Schule jederzeit zu Fuß aufgesucht werden: Die Kirche, das Sprechzimmer und die Unterrichtsräume, aber auch der Saal, in dem die großen Pfarreiveranstaltungen stattfinden. Auch hier muß an eine Konzentration gedacht werden, sei es, daß der Saal und die Unterrichtsräume gemeinsam mit Kirchengemeinden anderer Konfessionen gebaut oder daß die Räume anderer Institutionen verwendet werden, wie Schulzimmer, Schulaulen und Gemeindegäle.

Noch einmal möchte ich auf die Frage der Identität von Pfarrgemeinde und Gesellschaft zurückkommen.

Die Kirche hat sich in ihrer Stellung zur Umwelt nicht sonderlich gewandelt. Nur zeigt der Kirchenbau diese Stellung deutlich an: die Standorte der neuen Kirchen im Ort und in der Wohnsiedlung sind eher zufällig; viele neueste Kirchen sind nach außen hin abgeschlossen (man spricht in falscher Analogie aber bezeichnenderweise von »introvertierten« Kirchen). Die Bauten sind bewußt klein gehalten, aber, um nicht völlig übersehen zu werden, vielfach mit auffällig dekorativen Volumen. Der Eindruck der Isolation wird durch die Architektur verstärkt.

Die Kirche und die Kirchgänger werden als Gruppe innerhalb der allgemeinen Gesellschaft

immer kleiner. Das bedeutet für die Kirche und ihren Auftrag eine große Chance, die sie – freilich unter ganz anderen Voraussetzungen – in der vorkonstantinischen Zeit hatte. Um diese neue Chance wahrzunehmen, sind viele eingegessene Positionen nicht mehr tauglich.

Wie aber müßte eine Kirche als architektonischer Raum gestaltet sein, damit sich Kirche und Gesellschaft stärker durchdringen? Ich kann mir nicht mehr einen Kirchenraum vorstellen, der sakrale Emotionen weckt, sondern »bloß« einen Saal, in dem sich das gesellschaftliche Leben einer Gemeinde abspielt mit allem, was eben zu einem solchen gesellschaftlichen Leben gehört: Bildung, Unterhaltung und sakramentales Leben. Ohne großen technischen Apparat ist eine Bühne vom Saal und ein schalldichter Raum mit der Realpräsenz und als Andachts- und Beichtkapelle abtrennbar. Der geweihte Raum wird nicht mehr dem weltlichen Gebrauch entzogen, sondern das weltliche Leben wird in den Kirchenraum hineingenommen, damit sich in ihm die Gemeinschaft nicht nur als Vorstellung, sondern in Wirklichkeit zusammenfindet.

## Praxis

### Ein Experiment der Jugendarbeit

Jugendarbeit gehört heute zu den schwierigsten Gebieten der Seelsorge. Dabei ist man sich allgemein im klaren über das Gefälle zwischen der wirklichen und der wünschbaren oder notwendigen Akzentsetzung in den Altersgruppen. Besondere Beachtung dürften jene Jahrgänge finden, in denen sich in der heutigen Gesellschaft der Übergang von der Jugendlichkeit zum Erwachsensein vollzieht.

Dieses Übergangsstadium fällt oft mit den beruflichen Lehrjahren zusammen. Mit den beruflichen Techniken und Verhaltensweisen werden vom jungen Menschen auch die Erwachsenenrollen eingeübt. Sehr oft verliert der junge Mensch gerade in diesem Alter den Kontakt mit der Kirche. In dieser scheint kein Platz mehr für ihn zu sein, der seinen Erwartungen, Wünschen, Ansichten und Bedürfnissen entsprechen würde.

Dabei ist die Haltung des jungen Menschen gar nicht prinzipiell so ablehnend, protestierend oder skeptisch, wie man das von außen her gern be-